

ANDREAS
WINKELMANN
**MOOR
LAND** THRILLER

DIE ZWILLINGE

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer-knaur.de**



Originalausgabe März 2026

© 2026 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG

Landsberger Straße 346, 80687 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining
im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Redaktion: Regine Weisbrod

Covergestaltung: Johannes Wiebel, www.punch-design.de

Coverabbildung: Johannes Wiebel unter Verwendung
mehrerer Motive von Shutterstock.com und Adobe Stock

Satz und Layout: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-426-56469-1

Kontaktadresse nach

EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@droemer-knaur.de

KAPITEL 1

1.

FEBRUAR 2026

TAG 1

Nachmittag

Der Nebel schluckte alles, aber nicht diese Schreie.

Schreie, die einem eine Gänsehaut über den Körper und den Puls höher trieben.

Toma stoppte das Fahrrad, stieg vom Sattel und setzte beide Füße auf den Asphalt. Vor seinem Gesicht stiegen Atemwolken auf. Die Luft war eisig, wie es sich Anfang Februar gehörte, das machte ihm nichts aus, Wind und Wetter gehörten zum Leben wie der eigene Herzschlag.

Seine Ohren taugten nicht mehr viel. Zu viele Schüsse und Einschläge in der Nähe. Dennoch glaubte er, sich nicht getäuscht zu haben. Toma lauschte, die Schreie wiederholten sich jedoch nicht.

Sehen konnte er so gut wie nichts. Am frühen Nachmittag war der Nebel aufgezogen, angekündigt von einem tiefroten Sonnenaufgang am Morgen. Dicht und wattig und weiß hüllte er die Landschaft um das Namenlose Moor ein und befeuchtete alles. Die Luft, die Straße, die Bäume, sogar in Tomas buschigen Augenbrauen hingen Tröpfchen.

Er wischte sie fort und danach die Nase am Ärmel der dick gefütterten Jacke in Tarnfarben ab. Über der Jacke trug er eine

neongelbe Warnweste, schließlich wollte er nicht totgefahren werden. Die Straße war einspurig und kurvig, Radwege gab es nicht. Immer wieder fühlten sich Übermütige herausgefordert, ihr fahrerisches Können auf diesen Straßen zu testen – nicht wenige bezahlten es mit dem Leben.

Wie ein Hund, der die Richtung der Geräusche lokalisierte, drehte Toma den Kopf hin und her und legte ihn auf die Seite.

Nein. Da war nichts.

Dabei war er sich sicher gewesen und seine körperliche Reaktion eindeutig – die Gänsehaut verschwand nur langsam.

Das war es, was dieses Moor mit den Menschen machte. Es täuschte und trog, verwirrte und belog, bis man nicht mehr wusste, was Wahrheit war oder Märchen. Die menschlichen Sinne waren unzuverlässig und leicht zu betrügen – wenn Toma eines in seinem Leben gelernt hatte, das nun schon achtundfünfzig Jahre währte, dann das.

In diesem Augenblick forderten seine Sinne ihn auf, zu flüchten. So fest in die Pedale zu treten, wie er konnte, um aus diesem verfluchten Moor herauszukommen. Bis in seinen Heimatort Moorbach waren es nur noch fünf Kilometer und er war ein geübter Fahrradfahrer. In einer Viertelstunde würde er die Strecke schaffen.

Aber Toma war zu oft geflohen. Er wusste, wie sich Feigheit anfühlte, sobald man sich innerhalb der sicheren vier Wände befand, dem eigenen Zuhause. Dann waren Feigheit und Scham nur noch mit Lügen zu bekämpfen. *Du konntest nicht, es war zu gefährlich, du hast richtig gehandelt.*

Aber das Gewissen kannte die Wahrheit, speicherte sie für alle Zeiten und hatte Spaß daran, sie immer mal wieder hervorzukramen.

Also kämpfte er den Fluchtimpuls nieder, stieg vom Rad, klappte den Ständer aus und stellte es ab. Er ging fünf Schritte

zurück in die Richtung, aus der er gekommen war. Sein Gefühl sagte ihm, dass die Schreie irgendwo hinter ihm erklangen waren.

Aber, wie gesagt, das Moor log und betrog.

Vor allem bei diesem Dreckswetter.

Rechts und links der Straße zog es sich schier endlos dahin, dieses flache, feuchte Land mit seinem niedrigen Bewuchs aus Moorbirke und Waldkiefer, der Boden bedeckt von Wollgras, Sonnentau und Moosen. Nichts war wie das Moor, dessen Boden die Seele der Vergangenheit speicherte.

Toma lauschte. Blieb reglos. Konzentrierte sich, schloss die Augen, die ohnehin nutzlos waren im Nebel.

Und riss sie auf, als er etwas hörte.

War das ein Mensch oder ein Tier?

Ein Schrei oder das Heulen eines Wolfes?

Beides war möglich, immerhin gab es den Wolfspark in der Nähe, wenngleich auch zu weit entfernt, um das Heulen der Tiere hier hören zu können, und in den vier Jahren, seitdem es den Park gab, war noch kein Wolf ausgebrochen.

Oder handelte es sich um etwas ganz anderes?

Etwas zwischen Himmel und Erde, das sich nicht so einfach erklären ließ?

Toma war Landarbeiter und ein pragmatischer Mensch, hatte jedoch die Mystik nie ganz abstreifen können, die ihm als Kind in seiner Heimat Kroatien eingetrichtert worden war. In diesem Augenblick erinnerte er sich an die Erzählungen seiner Großeltern, und die längst vergessenen Bilder, die ihn damals geängstigt hatten, erwachten zu neuem Leben.

Das war zu viel.

Niemand konnte das aushalten. Allein. Im Nebel. Hier draußen.

Toma eilte zu seinem Rad zurück.

Seine Angst erreichte in diesem Moment eine kritische Masse, zwang ihn zu Handlungen, die er später bereuen würde, gleichwohl ließ sie ihm keine Chance.

In seiner Panik stieß er das Fahrrad um und stürzte selbst darauf. Der Lenker bohrte sich ihm schmerzhaft in den Bauch. Toma rappelte sich auf, zog das Rad vom Boden und sprang in den Sattel. Er lehnte sich übers Lenkrad und legte alle Kraft in die Oberschenkel, trieb das Rad voran, als gelte es, ein Wettrennen zu gewinnen.

Der Preis für den Sieg war sein Leben.

Die eiskalte Luft zog am Gesicht entlang und kühlte es ab, während der Rest des Körpers unter der dicken Kleidung schwitzte. Toma konnte nur jeweils die nächsten zwei Meter der Straße sehen, aber das war egal, er kannte die Gegend wie sein Herz. Immer wieder warf er einen Blick zurück, glaubte, etwas hetze hinter ihm her, um die Klauen in sein Fleisch zu schlagen.

Beim Zurückschauen geriet er in die Mitte der Fahrbahn.

Als er wieder nach vorn sah, kamen Scheinwerfer auf ihn zu.

Toma schrie auf und versuchte auszuweichen, doch der Wagen erwischte ihn mit dem vorderen rechten Kotflügel.

Warum rast der so bei dem Wetter!, schoss es Toma durch den Kopf, bevor ungeheure Kräfte ihn mitsamt Fahrrad vom Asphalt rissen und an den Seitenrand katapultierten. Dort knallte er mit dem rechten Arm gegen einen Baum, scharfer Schmerz schoss ihm durch den Körper.

Toma schrie abermals.

Die Straße ragte zwei Meter aus dem Moorboden heraus und war eingefasst von tiefen Entwässerungsgräben, die vom Herbst bis zum Sommer mit Wasser gefüllt waren. In dieses braune Wasser stürzte er und ging sofort unter. Bekam Morast und Gras zu fassen, nichts davon bot Halt, die Kälte presste ihm den Brustkorb

zusammen und die Atemluft hinaus, sodass er in Panik den Mund aufriss und das Wasser hineinließ.

Das Moor hineinließ.

Von ihm unbemerkt stoppte oben auf der Straße kurz das Auto.
Rote Bremslichter im Nebel.

Dann heulte der Motor auf, und im nächsten Moment schoss der Wagen davon.

2.

TAG 1 Früher Abend

Ruth Sichler parkte ihren alten Land Rover hinter dem Polizeidienstwagen.

Längst war es dunkel geworden. Aus dem Fenster der kleinen Dienststelle von Moorbach fiel Licht, gebrochen von Milliarden kleinster Wassertropfen, die wie in einem chaotischen Universum umhertanzten. Ruth Sichler mochte Abgeschiedenheit und Ruhe, doch an solchen Tagen wurde sie von einer leichten Klaustrophobie gepackt – der Nebel schien einen Raum zu schaffen, aus dem es kein Entrinnen gab. Jeden und alles hielt er dicht umschlossen.

Ihr letzter Besuch auf dieser Wache lag Jahre zurück. Bisher hatte sie Erinnerungen daran erfolgreich vermieden. Ruth Sichler hielt es für totalen Quatsch, sich seinen Erinnerungen und Dämonen zu stellen. Nur Dummköpfe begannen einen Streit, den sie niemals gewinnen würden.

Sie stieß die Autotür auf, stellte einen Fuß auf den Seitenschweller aus Chrom und zog noch einmal an der Zigarette. Drei Stück hatte sie auf dem Rückweg vom Krankenhaus in Riedberg geraucht, viel zu viel für eine Dreiviertelstunde, aber ihr war danach gewesen. Immerhin war es nicht alltäglich, dass man beinahe einen guten Freund verlor. Der Schock saß ihr in den Knochen. Sie war sechzig und wusste, der Tod lauerte hinter der nächsten Ecke, aber so ein Unfall war etwas anderes, weil er das Offensichtliche in Erinnerung rief: Es kann jeden Tag vorbei sein, einfach so, dafür braucht es keinen Grund.

Und da sollte sie sich Sorgen machen wegen der paar Zigaretten?

Sie drückte die Kippe im Ascher aus und stieg aus dem Geländewagen. Ihre grünen, gefütterten Gummistiefel waren schmutzig, der Matsch des Moores klebte noch daran. Das störte sie nicht. Wer hier draußen lebte, mit und in der Natur, war eigentlich immer schmutzig.

Schwungvoll warf Ruth die Autotür zu und ging zur Eingangstür des alten Gebäudes hinüber. Früher, als sie selbst noch mit buntem Ranzen zur Schule gelaufen war, war die Post darin untergebracht gewesen. Zuletzt hatte Frau Gutzeit die Filiale geleitet, und als sie in Pension gegangen war, hatte man sie geschlossen und der Tankstelle die Aufgaben der Post übertragen. Gute alte Zeiten, lange vorbei. Und bald sollte auch die Polizeistation verschwinden.

Jemand klopfte von innen an die Fensterscheibe.

Sven Sellmann, Polizeiobermeister, dreißig Jahre alt. Der war damals noch nicht hier gewesen, kannte als geborener Moorbacher aber sicher die Geschichte der Dienststelle. Seine Handbewegungen wirkten, als solle Ruth verschwinden, doch das konnte er wohl kaum ernst meinen, immerhin waren sie verabredet. Sie ignorierte ihn und betrat das Gebäude. Gleich rechts lag die kleine Dienststube, ein Tresen trennte Wartebereich und Schreibtische voneinander. Alles wirkte alt und abgestoßen und hielt den Geruch vergangener Jahrzehnte gefangen.

»Sie haben meinen Wagen eingeparkt«, beschwerte sich Sellmann. Eine Begrüßung war nicht notwendig, sie hatten sich bereits draußen an der Unfallstelle gesehen.

»Na und, du fährst doch jetzt eh nicht weg.«

Sie duzte ihn, er sie nicht. Damit war die Rangfolge zwischen ihnen geklärt.

»Es könnte ein Notfalleinsatz ...«

»Dann fahre ich halt weg.«

»Man darf einen Polizeiwagen nicht einparken, das ...«

»Nerv mich nicht. Für heute reicht es.«

Missmutig verzog Sven Sellmann das Gesicht und ließ sich zurück in den Drehstuhl fallen. Den Polizeiobermeister brauchte er Ruth gegenüber nicht rauszukehren. Sie hatte ihm mal die Ohren lang gezogen, als er mit zwölf im Dorfladen ein Duplo klauen wollte. Den Laden gab es längst nicht mehr, die Geschichte aber wirkte ewig nach. So war das auf dem Land.

»Wie geht's Toma?«, fragte Sellmann.

»Hätte schlimmer ausgehen können. Viel schlimmer. Der Arm ist zweimal gebrochen. Wird eine Weile ausfallen. Das wiederum ist schlimm für mich.«

»Sonst nichts?«

»Er wäre beinahe ertrunken. Reicht das nicht?«

»Doch, aber ich hätte gewettet, dass mehr kaputt ist. Er ist ja schon einige Meter geflogen.«

»Toma ist ein harter Hund.«

»Offensichtlich. Hat er im Krankenhaus noch was erzählt? Draußen an der Unfallstelle war er ziemlich verwirrt.«

Als sie Toma vor zwei Stunden aus dem Graben geholt hatten, war er kaum in der Lage gewesen, vernünftige Sätze zu formulieren. Er hatte starke Schmerzen und zitterte am ganzen Körper vor Kälte. Es kam einem Wunder gleich, dass er es geschafft hatte, selbst aus dem eiskalten Wasser zu kriechen und einen Notruf abzusetzen. Zum Glück waren die Handys heute wasserdicht. Geistesgegenwärtig hatte Toma zuerst 110 und dann Ruths Nummer gewählt. Zeitgleich mit Sellmann war sie zehn Minuten später am Unfallort eingetroffen, der Rettungswagen aus Riedberg hatte zwanzig Minuten länger gebraucht. In der Zwischenzeit hatten sie Toma beruhigt und mit allem bedeckt, was sie fanden. Rettungsdecken aus den Verbandskästen, Jacken, selbst Kathas muffige alte Hundedecke.

»Toma hat weder die Marke noch die Farbe des Wagens erkannt«, beantwortete Ruth die Frage. »Er hat nur die Scheinwer-

fer gesehen und den Motor gehört ... und der klang wie jeder andere Motor auch.«

»Schade. Das hilft uns nicht weiter«, sagte Sellmann.

»Ein bisschen schon, oder? War kein ungewöhnlicher Wagen, nicht so einer wie meiner, der ist viel lauter. Ein normaler Pkw folglich.«

»Die meisten Leute fahren einen normalen Pkw. Ihr Panzer ist die große Ausnahme.«

»Hast du rumtelefoniert?«

»Mit wem sollte ich telefoniert haben?«

»Was weiß ich. Ob jemand was gesehen oder gehört hat. Ob irgendwo ein verbeulter Wagen herumsteht. Ich wüsste gern, welches Arschloch meinen Toma anfährt und dann einfach abhaut.«

»Sie glauben doch nicht, es war jemand aus dem Ort?«

»Warum nicht?«

»Weil die Leute hier so was nicht machen.«

»Leute machen alles, hier und anderswo.«

»Ich denke, wer auch immer das war, kam von auswärts.«

»Deine Naivität wird dir in deinem Job irgendwann das Genick brechen«, warnte Ruth.

»Besser so, als ständig pessimistisch zu sein.«

»Ein Pessimist ist ein Optimist mit Lebenserfahrung.«

Sven Sellmann wollte etwas erwidern, als Motorgeräusche ihn ablenkten. Ein weiterer Wagen fuhr vor die Dienststelle. Das Licht der Scheinwerfer fiel für einen Moment auf die dem Fenster gegenüberliegende Wand und die dort hängenden Bilder: Sellmann im Fußballdress. Sellmann im Kilt mit Dudelsack. Sellmann in Paradeuniform der Polizei. Er war so sehr Moorbach, wie man es nur sein konnte.

»Ja, ganz toll, jetzt bin ich komplett eingeparkt«, schimpfte er, klopfte abermals gegen das Glas und machte das gleiche Handzeichen, das schon bei Ruth nichts bewirkt hatte.

Einen Moment später ging die Außentür auf, und ein großer, schwerer Mann mit Vollbart betrat das Gebäude. Er trug einen knielangen Parka und eine schwarze Wollmütze.

Ruth kannte ihn vom Sehen, so wie sich hier alle vom Sehen kannten, einen Namen zu dem Gesicht hatte sie nicht. Sein Blick wirkte besorgt.

»Herr Mertens, wie kann ich helfen?«, begrüßte Sellmann ihn und unterließ es, auf das Parkplatzproblem hinzuweisen.

Mertens also, dachte Ruth.

»Ja ... also, ich weiß nicht, vielleicht ist es übertrieben, aber ...«, begann Mertens in tiefem Bariton und stockte dann, als sei er seiner Sache nicht sicher. Sein Blick wechselte zwischen Ruth und Sven. Zur Sorge gesellte sich Nervosität. Ruth bemerkte die roten Wangen und die rote Nase des Mannes. Das mochte an der kalten Luft draußen liegen. Manchmal war es aber auch ein Zeichen von zu viel Alkohol, dazu passte das aufgedunsene Gesicht. Ein mächtiger Bauch spannte den Parka, die Jeans saß mehr schlecht als recht auf einem dünnen Hintern. Die braunen Lederstiefel waren schmutzig. Frischer Schmutz, der noch nicht angetrocknet war.

»Worum geht's denn?«, fasste Sellmann nach.

»Um meine Töchter ... Nike und Jana. Sie sind noch nicht zurück ...«

Sellmann erhob sich und kam an den Tresen.

»Erzählen Sie bitte!«, forderte er Mertens auf.

»Ja, also ... Die beiden sind ins Moor gefahren, am Nachmittag, bevor der Nebel aufzog. Um Fotos zu machen. Abgesprochen war, dass sie pünktlich zum Abendessen um sieben Uhr wieder zurück sind ...«

»Sie sind also mehr als zwei Stunden überfällig«, sagte Sellmann überflüssigerweise.

Mertens nickte. »Und es ist längst dunkel da draußen. Meine

Frau und ich, wir können uns nicht erklären, wo Nike und Jana sind. Sie sind eigentlich zuverlässig.«

»Haben Sie versucht, Ihre Töchter anzurufen?«

»Sicher, aber Sie wissen ja selbst, da draußen im Moor ist kein Empfang. Bei ihren Freundinnen sind sie nicht, das haben wir überprüft.«

»Und dort hätten sie auch Empfang gehabt«, sagte Sellmann.

»Wohin wollten die Mädchen?«, mischte sich nun Ruth ein, die keinen Meter neben Mertens stand und meinte, dessen Angst um seine Kinder riechen zu können. Wahrscheinlich war sie einfach nur sensibilisiert. Als Großmutter ihrer siebenjährigen Enkelin Hannah kannte sie diese Angst.

»Sie wollten zum Auge, da gibt's diesen Hochsitz ... die beiden machen ja dauernd Fotos im Moor ... Kann aber sein, dass sie noch woanders hin sind. Ich komme von dort und habe nach ihnen gerufen ...«

Herr Mertens hob die Schultern und ließ sie kraftlos fallen.

»Also könnten sie überall sein«, sagte Ruth und presste die Lippen zusammen. Das Moor war riesig, und nie war es gefährlicher als im Nebel. Die Menschen glaubten, die Moor- und Wasserlöcher wären gefährlich, aber das stimmte nicht. Im Moor wurde der Nebel so dicht, dass man die Hand vor Augen nicht mehr sehen konnte, und das war in diesem Fall keine Übertreibung. Wer sich im Nebel im Moor verlief, verlor schnell die Orientierung – und erfror bei der Witterung.

»Wie sind sie hingekommen?«, wollte Sven wissen.

»Mit den Rädern.«

»Wie alt sind Ihre Töchter?«

»Achtzehn. Seit drei Monaten. Beide. Nike und Jana sind Zwillinge.«

»Und warum fahren sie ins Moor raus, wenn Nebel angekündigt ist?«, fragte Sellmann. »Das ist ziemlich dumm.«

Damit hatte er recht. Blieb man auf der Straße, war alles in Ordnung – wie sich bei Toma gezeigt hatte, manchmal nicht einmal dort –, aber rechts und links davon begann die Wildnis. Unzählige Male hatte Ruth damals ihren eigenen Kindern eingebläut, wie gefährlich das Moor sein konnte. Letztendlich ein Fehler, denn dadurch war es für sie erst interessant geworden.

»Wegen der Bilder und Videos«, sagte Herr Mertens kleinlaut. »Nike und Jana haben diesen TikTok-Kanal. Dafür brauchen sie ständig neuen – wie sagt man – Content?« Der große Mann schüttelte verzweifelt den Kopf. »Ich halte gar nichts davon, aber verbieten kann man das ja auch nicht. Und wir wissen alle, wie wenig man sich mit achtzehn Gedanken um abstrakte Gefahren macht.«

Die sind alles andere als abstrakt, dachte Ruth, behielt es aber für sich. Nicht nur aus Rücksicht auf Herrn Mertens, sondern auch auf sich selbst. Das war die beste Art und Weise, wie man Erinnerungen in Schach hielt: Man verlor kein Wort über das, was sie ausgelöst hatte.

»Wir müssen nach meinen Mädchen suchen«, flehte Mertens.

Sven Sellmann zog eine bürokratische Miene voller Bedenken und Befürchtungen, und Ruth wusste, was jetzt kam.

»Ich weiß nicht«, begann er. »Allein schon wegen der Dunkelheit ist das keine gute Idee, und dann noch der Nebel. Außerdem sind die beiden volljährig, sie müssen sich nicht ständig melden, können sich aufhalten, wo sie wollen. Da bekomme ich keine offizielle Suchaktion genehmigt. Gibt es denn überhaupt Hinweise, dass sie sich noch im Moor aufhalten?«

»Sie würden ans Handy gehen, wenn sie Empfang hätten«, sagte Mertens. »Nike und Jana mögen achtzehn sein, aber sie sind noch Kinder. Mein Gott, die beiden wohnen bei uns. Natürlich melden sie sich, wenn irgendwas ist.«

Herr Mertens war laut geworden.

»Ich verstehe Ihre Sorge«, beschwichtigte Sellmann. »Aber, wie gesagt, unter diesen Umständen kann ich keine Suche da draußen organisieren.«

Ruth rang mit sich. Nie wieder, genau das hatte sie sich damals gesagt, nie wieder, und seitdem hatte es Bestand gehabt, aber es hatte auch bislang keinen Vorfall gegeben, der sie ernsthaft auf die Probe gestellt hatte.

Jetzt schon.

Zwei Teenager. Im Moor. Bei dem Wetter.

»Wir müssen die Mädchen suchen«, sagte sie.

»Ja, aber, wie schon gesagt, ich bekomme keine offizielle Suchaktion genehmigt und ...«

»Red keinen Scheiß!«, fuhr Ruth dazwischen. »Wir trommeln ein paar Leute aus dem Ort zusammen, die sich im Moor auskennen.«

Sellmann schüttelte den Kopf. »Frau Sichler ... da draußen ist es dunkel und neblig. Wir würden diese Leute in Gefahr ...«

»Die, die ich anrufe, kennen sich mit dem Moor aus.«

»Nachts und im Nebel hilft es niemandem, sich auszukennen.«

»Ich komme mit«, beharrte Ruth. »Dann wird schon nichts passieren.«

Sie konnte sehen, dass Sellmann eine Erwiderung herunter schluckte, die ihm auf der Zunge lag, und sie wusste genau, wozum es dabei ging. Natürlich kannte er die alte Geschichte von der kleinen Grit. Die Leute hier vergaßen und verziehen nichts, ihre Erinnerung glich der des Moores.

»Bitte ... wir müssen doch etwas tun«, flehte Herr Mertens.

»Das werden wir«, bekräftigte Ruth Sichler.

3.

TAG 1 Früher Abend

Sie trafen sich auf dem kleinen Wanderparkplatz am nördlichen Rand des Namenlosen Moores.

Der geschotterte Platz war mit einer hölzernen Umrandung eingefriedet, alles jenseits davon lag in der Dunkelheit. Ruth Sichler musste das Moor nicht sehen, sie konnte es spüren. Das war schon immer so gewesen. Sie spürte es nicht als Bedrohung, sondern als Bereicherung, eine Umgebung, in der ihr Geist sich ausdehnen konnte, ohne Barrieren, ohne Lärm, ohne Menschen. Oft ging sie ins Moor, um Ruhe und Ausgeglichenheit zu finden – aber nicht heute.

Eine Stunde war vergangen, seitdem Hans Mertens im Polizeipräsidium um Hilfe gebeten hatte. Ruth Sichler hatte einige Leute zusammengetrommelt, die bei der Suche nach den Zwillingen Nike und Jana halfen.

Ruths Sohn Erik und dessen Kollege Andreas Kraft waren bereits da, außerdem der Zugezogene. Ruth wusste natürlich, dass der Mann Alexander Seitz hieß, aber hier in Moorbach nannten ihn alle nur den Zugezogenen, seit er vergangenen Herbst den Hof der Horstmanns gekauft hatte, die ins Pflegeheim gezogen waren. Erik war gerade vor dem Supermarkt mit Seitz im Gespräch gewesen, als ihn der Anruf von Ruth erreichte, und der Zugezogene hatte sich spontan bereit erklärt, zu helfen.

Das gefiel Ruth nicht. Weil Seitz der Einzige war, der sich im Moor nicht auskannte. Nicht gut genug jedenfalls, um im Dunkeln darin herumzulaufen.

Mit Sellmann und Hans Mertens versammelten sie sich um die wuchtige Motorhaube von Ruths Land Rover Defender. Der alte Motor roch nach Öl und strahlte Wärme ab.

In diesem Moment fuhr ein weiterer Wagen auf den kleinen Wanderparkplatz. Darin saßen Hartmut Wolter und Malte Tönsing, zwei Männer der Kreisjägerschaft. Beide waren ebenfalls sofort bereit gewesen, bei der Suche zu helfen. An Wolters Wagen war hinten an der Hängerkupplung eine große Stahlkiste befestigt, in der er totes Wild transportierte.

Damit waren sie nun zu acht. Mehr brauchten sie nicht, da es kaum Wege gab hier draußen. Selbst eine Hundertschaft der Polizei hätte hier in Reihe hintereinander marschieren müssen.

»Ich fasse noch einmal zusammen, was wir wissen«, begann Sven Sellmann. Er trug seine Polizeiuniform mit einer gefütterten privaten Jacke darüber. »Nike und Jana wollten zum Auge, das ist vier Kilometer westlich von hier, aber das wisst ihr ja selbst. Sie sind am Nachmittag aufgebrochen, seitdem hat ihre Familie nichts mehr von ihnen gehört. Ich habe in der Polizeidirektion in Riedberg angefragt wegen einer offiziellen Suchaktion, aber aufgrund von Dunkelheit und Nebel halten die Verantwortlichen das für zu gefährlich und wollen bis morgen warten ... Im Übrigen sehe ich das auch so.« Sven warf Ruth einen vorwurfsvollen Blick zu.

»Morgen kann es zu spät sein«, übernahm Ruth. »Die Temperatur fällt über Nacht auf zwei Grad minus, ohne Schutz erfrieren die Mädchen. Ihr kennt euch im Moor aus, deshalb habe ich euch angerufen. Von hier aus führen vier Wege zum Toten Auge, die an unterschiedlichen Stellen auf den Weg treffen, der um das Auge herumführt. Ich schlage vor, wir teilen uns in vier Gruppen auf, jede Gruppe übernimmt einen Weg. Bleibt zusammen, und weicht nicht von den Wegen ab.«

»Die Telefone funktionieren hier nicht, und Funkgeräte habe ich nicht«, fügte Sven an. »Wir müssen also rufen, um uns zu verständigen. Ohnehin sollten wie die ganze Zeit rufen, damit die Mädchen uns hören können. Die Sicht ist ja praktisch null.«

»Und diese Lampe da an Ihrem Kopf, die können Sie vergessen«, sagte Ruth zu dem Zugezogenen.

»Aber die hat ein sehr starkes Licht«, entgegnete Seitz und tipp-te gegen die moderne Stirnlampe.

»Und das ist besonders schlecht, weil Sie damit eine Lichtwand vor sich aufbauen. Deshalb schaltet man im Auto bei Nebel kein Fernlicht an, das lernt man schon in der Fahrschule.«

»Ja, schon, aber man schaltet die Nebelscheinwerfer an.«

»Weil die sich knapp über dem Boden befinden, wo der Nebel nicht hinkommt.«

Alexander Seitz nahm die Stirnlampe vom Kopf und band sie sich ans rechte Schienbein.

»Besser?«, fragte er.

»Keine Ahnung, werden wir gleich sehen. Sie kommen mit mir, damit Sie nicht im Moor verloren gehen.«

»Aye, aye«, sagte der Zugezogene und hob die Hand zum Kopf, als wolle er salutieren.

»Herr Mertens, Sie kommen mit mir«, sagte Sven.

Die beiden Jäger bildeten ein Team, Erik und Andreas ein viertes. Damit gab es in jedem Team mindestens eine Person, die sich im Moor auskannte.

Ruth nahm derweil ihren Sohn beiseite. »Sei vorsichtig«, warnte sie. »Nicht einmal ich fühle mich bei einem solchen Wetter wohl im Moor.«

»Und ich dachte, du fühlst dich da immer wohl. Keine Angst, ich passe schon auf. Was glaubst du, was passiert ist?«

Ruth zuckte mit den Schultern. »Sie werden sich verlaufen ha-

ben. Hoffen wir, dass sie klug handeln und nicht kopflos herumirren.«

»Könnte Tomas Unfall etwas damit zu tun haben?«, fragte Erik.

»Weiß ich nicht. Toma stand unter Schock und hat starke Schmerzmittel verabreicht bekommen, so richtig zuverlässig war er also nicht, als ich mit ihm gesprochen habe. Was hast du eigentlich mit dem Zugezogenen zu tun?«

»Mama ... er hat einen Namen. Alexander Seitz. Ich will ihn für meinen Unterricht gewinnen. Schließlich hat er einen interessanten und ungewöhnlichen Beruf. Außerdem ist er nett.«

»Nett ist die kleine Schwester ...«

»Ja, ja, ich weiß schon, suchen wir nach den Mädchen. Pass auf dich auf.«

Erik gab ihr einen Kuss auf die Wange und ging zu Andreas Kraft hinüber. Die beiden waren Kollegen an der Gesamtschule in Riedberg und befreundet. Erik unterrichtete an der Hauptschule, Andreas am Gymnasium. Er lebte mit seiner Frau im Neubaugebiet von Moorbach. Die Grundstückspreise waren hier viel günstiger als in der Stadt.

Sven Sellmann trat auf Ruth zu. »Sollen wir?«

Er wirkte unglücklich, stand nicht wirklich hinter der Aktion, wusste aber, dass er sich nicht dagegen sperren konnte. Sellmann lebte hier. Die Menschen würden ihm nie verzeihen, sollten die Mädchen draußen im Moor erfrieren. Niemand interessierte sich dann noch für irgendwelche Vorschriften.

»Danke, dass du an Bord bist«, sagte Ruth. »Ich weiß, es ist schwierig für dich.«

»Schon okay. Ich hoffe nur, niemandem passiert etwas.«

»Sie sind alle erwachsen und freiwillig hier«, erwiderte Ruth.

»Ja, und die Zwillinge sind auch erwachsen und auch freiwillig hier.«

»Heutzutage ist niemand mit achtzehn erwachsen«, sagte Ruth.
»Schon gar nicht, wenn Social Media nach Bildern verlangt.«

»Wenn was schiefgeht, fällt das auf mich zurück. Spielt keine Rolle, dass ich privat hier bin – meine Vorgesetzten werden mich dafür an den Pranger stellen.«

»Aber niemand hier in Moorbach. Weil du das Richtige tust. Das vergessen die Menschen nicht – und ich auch nicht.«

Sven Sellmann nickte. Vor wenigen Wochen hatte er im Dorfgemeinschaftshaus seinen Dreißigsten gefeiert und war damit halb so alt wie Ruth, aber auch er wusste, dass die Menschen umgekehrt nicht vergaßen, wenn man einen Fehler machte. Das Leben auf dem Lande war genauso eng wie frei. Ein Widerspruch, der sich kaum erklären ließ.

Ruth nickte ihm noch einmal zu, dann teilten sie sich wie besprochen in vier Gruppen auf und starteten die Suche nach den Mertens-Zwillingen.

Nach wenigen Metern waren alle im Nebel und in der Dunkelheit verschwunden.

»Unheimlich«, sagte der Zugezogene.

»Ist was anderes, als sich einen Krimi im Fernsehen anzuschauen. Bleiben Sie dicht hinter mir.«

»Damit ich nicht im Moor versinke und für immer verschwinde?«, fragte Seitz.

»Im Moor können Sie nicht versinken. Das sind Ammenmärchen.«

»Ach. Und warum nicht?«

»Weil der Schlamm im Moor eine größere Dichte hat als unser Körper. Sie würden immer wieder an die Oberfläche gedrückt werden. Stecken bleiben können Sie aber schon, so ungefähr bis zur Brust.«

Während sie nebeneinander hergingen, flackerte das Licht der Stirnlampe an Seitz' Schienbein hin und her.

»Tja, das ist ernüchternd«, sagte er. »Ich fand die Vorstellung immer sehr ... gruselig.«

»Springen Sie in ein Wasserloch, davon gibt es hier mehr als genug, da können Sie dann ertrinken, das ist gruselig genug. Und mich nervt dann das Licht nicht mehr.«

Ruth, die größer war als der Zugezogene und längere Beine hatte, schritt kräftig aus. Seitz musste sich offensichtlich anstrengen, um ihr zu folgen. Er nervte sie jetzt schon. Mit seinen Sneakern und der modischen Daunenjacke, die sicher warm hielt, hier draußen aber fehl am Platz wirkte.

Sie tauchten in den Pfad ein, der zum Auge führte. Der war kaum schulterbreit, sodass sie nun hintereinandergehen mussten.

»Verdammt, machen Sie das Licht aus«, fuhr Ruth ihn an. »Ich sehe nichts.«

Er gehorchte.

Vor Ruths Gesicht stiegen Atemwolken auf. Die Temperatur fiel, und an den dünnen, knorrigen Ästen der Büsche gefroren die Wassertropfen zu Eis.

Irgendwo im Nebel riefen die Männer nach den Zwillingen. Die Rufe schallten aus allen Richtungen herüber, mal lauter, mal leiser, aber immer vom Nebel gedämpft. Ruth glaubte, Sven Sellmann heraushören zu können. Er hatte eine tiefe, kräftige Stimme.

»Man nennt Sie die Fährtenleserin, nicht wahr?«, sagte der Zugezogene hinter ihr.

»Woher haben Sie das denn?«

»Ich lebe jetzt seit vier Monaten in Moorbach, da bekommt man so einiges mit.«

»Schön für Sie.«

»Die Leute sagen, niemand kennt sich im Moor besser aus als Sie ...«

Ruth blieb stehen. Es klang so, als wolle der Zugezogene noch etwas anfügen, und sie konnte sich vorstellen, was das sein würde.

»Lassen Sie die Quatscherei und rufen Sie nach den Mädchen«, fuhr sie den Mann heftiger an, als es nötig gewesen wäre. Sie wusste kaum etwas über ihn, aber für den Fall, dass er zu der Sorte Menschen gehörte, die gern tratschte, war es besser, ihm schon hier die Grenzen aufzuzeigen.

Er warf ihr einen Blick zu, den sie nur schwer deuten konnte. Eingeschüchtert war er jedenfalls nicht.

4.

TAG 1 Abend

Die ersten Schritte fielen schwer. Es war kalt und feucht, und die Muskeln wehrten sich. Das kannte Malia Gold schon. Sie brauchte drei bis vier Kilometer, um warm zu werden, erst dann würde es leichter werden.

Die Musik half. Linkin Park feuerte »Emptiness Machine« durch die In-Ear-Kopfhörer, ein Song, der Malia motivierte wie kaum ein anderer. Sie konzentrierte sich auf ihre Atmung und den tanzenden Lichtkegel der Stirnlampe vor sich auf dem Schotterweg. Neben ihr zog sich der Fluss durch die Dunkelheit, an dessen Ufer sie lief – sieben Kilometer hin und auch wieder zurück. Rundkurse mochte sie lieber, aber für heute musste das hier reichen.

Die Entscheidung, doch noch Laufen zu gehen, hatte sie spontan erst vor einer halben Stunde getroffen. Alle Kartons in ihrer neuen Wohnung waren ausgepackt, die wenigen Sachen eingeräumt, es hatte nichts mehr zu tun gegeben, und ihr war aufgefallen, wie kalt und leblos sich die Wohnung anfühlte. Sie war oft genug umgezogen, um zu wissen, dass es am Anfang immer so war. Aus Betriebsamkeit wurde Traurigkeit, aus Eifer Frust. Dann kamen die Zweifel an der Entscheidung, der eigenen Courage, in diesem Fall noch heftiger als sonst. Weil dies nicht irgendein Umzug war. Sondern ein Zurück in eine Vergangenheit, mit der sie eigentlich nichts mehr zu tun haben wollte.

Laufen half.

Immer.

Schritt und Atmung, Schritt und Atmung. Wenn doch nur alles so einfach wäre. Eine grundlegende Fähigkeit, in der frühen Kindheit erlernt und perfektioniert, nichts, worüber sie noch groß nachdenken musste. Schritt und Atmung, so lange, bis der Kopf frei wurde und die ewige rotierende Gedankenschleuder darin pausierte.

Malia wusste, sie sollte sich heute nicht verausgaben. Der morgige Tag am neuen Arbeitsplatz würde anstrengend werden, sie alle Energie dafür brauchen, aber es musste sein, weil sie sonst nicht würde schlafen können. Der Kompromiss war, es nicht zu übertreiben. Keine zweiundzwanzig Kilometer, keinen Halbmarathon, nur die knapp fünfzehn, ausreichend, um ihre Muskulatur zu ermüden und der Schleuder den Stecker zu ziehen.

Schritt und Atmung.

Februar.

Ein neues Jahr lag vor ihr.

Sie hatte es wahr gemacht und die Vorsätze umgesetzt.

Ihr neues Leben begann.

Was nicht hieß, dass die alten Gedanken verschwanden. Die folgten ihr zuverlässig, wohin sie auch ging, aber das war in Ordnung. Irgendwann musste man erkennen, verstehen und akzeptieren, dass es keinen echten Neuanfang gab. Der menschliche Körper war kein Koffer, den man komplett entleeren und neu packen konnte. Das Fassungsvermögen dieses Koffers war unendlich, es blieb alles drin, für immer, wie groß und schwer die neuen Gepäckstücke auch sein mochten.

Schritt und Atmung lenkte ab.

Der Job lenkte ab.

Der Weg am Fluss entlang war schön, selbst im Februar und in der Dunkelheit. Im Licht der Straßenlaternen glitzerte das träge dahinfließende Wasser. Einige Enten paddelten darin herum. Auf der anderen Seite rauschte der städtische Verkehr Richtung Feier-

abend, in den Häusern brannte warmgelbes Licht als Zeichen von Sicherheit und Behaglichkeit. Malia hatte es schon immer geliebt, in der Dunkelheit zu laufen. Es war ein merkwürdiger Zwiespalt. Einerseits gaben die erleuchteten Fenster der Wohnungen und Häuser ihr zu verstehen, dass sie nicht dazugehörte, andererseits nährten sie ihre Sehnsucht danach, irgendwo anzukommen. Und dann lief sie doch weiter. Kilometer um Kilometer.

Schritt und Atmung.

Der Takt ihres Lebens.

Der sie nun nach Riedberg geführt hatte.

Dreißigtausend Einwohner. Eine ruhige Kreisstadt. Die Verbrechen überschaubar. Kein Ort für eine großartige Karriere. Sie war aus anderen Gründen hier. Nach fünfzehn Jahren auf der Flucht hatte sie die Sache mit dem Koffer verstanden. Man konnte vor einer Gefahr flüchten, aber niemals vor sich selbst.

Weil man alles dabei hatte, immer.

Weil es keinen echten Neuanfang gab.

Was Malia in Riedberg suchte, war Ruhe. Bis sie die gefunden hatte, lief sie. Unter Schritt und Atmung wichen die Dämonen der Vergangenheit zurück, und sie musste sich nicht ständig fragen, ob ihre Existenz auf einem Mord beruhte oder nicht.

Malia Gold lief.

5.

TAG 1 Abend

»Ich hoffe, wir finden sie«, sagte Andreas Kraft.

Er ging hinter Erik Sichler.

Sie hatten den längsten Weg zum Toten Auge und legten einen Zahn zu, um möglichst zeitgleich mit den anderen Gruppen dort anzukommen. Anfangs führte der Weg noch am Feldrand entlang, verwandelte sich dann aber in einen schmalen Trampelpfad zwischen morastigen und nassen Flächen hindurch. Hier befanden sie sich im wiedervernässten Teil des Moores, der unter Naturschutz stand. Überall gab es kleinere und größere Wasserlöcher, die sie in der Dunkelheit nicht sehen konnten, geriet man hier vom Weg ab, konnte es rasch gefährlich werden.

»Wenn die Mädchen noch im Moor sind, werden wir sie finden«, antwortete Erik. Er spürte, dass seine Stimme langsam rau wurde. Das Rufen nach Nike und Jana in der kalten Luft setzte dem Hals zu. Er hatte das Gefühl, Eiskristalle einzuatmen.

»Es ist ziemlich dumm, bei dem Wetter hierherzukommen«, sagte Andreas, »nur um ein paar Fotos für Social Media zu schießen. Ich habe die beiden für klüger gehalten.«

»Wie gut kennst du sie?«, fragte Erik, ohne den Blick von den zwei Metern Weg zu nehmen, die er vor sich erkennen konnte. Erik wusste, dass die Mertens-Zwillinge an der Gesamtschule Riedberg auf dem Gymnasium waren.

»Nicht wirklich gut. Sie fallen natürlich auf. Ich habe sie das eine oder andere Mal in Vertretung unterrichtet. Ziemlich aufge-

weckt und clever, die beiden. Und man kann sie echt nicht auseinanderhalten. Manchmal hatte ich den Eindruck, sie können ihre charakterlichen Eigenheiten gleichschalten, um andere zu täuschen.«

»Echt? Na ja, würde ich wahrscheinlich auch machen, wenn ich einen eineiigen Bruder hätte. Kann ja lustig sein.«

»Oder manipulativ.«

»Oder das ... Warte mal.«

Erik blieb abrupt stehen.

»Was ist?«

»Hast du das nicht gesehen?«

»Was soll ich gesehen haben?«

»Da vorn ... Da ist doch gerade jemand über den Weg ... oder etwas.«

Sofort riefen die beiden die Namen der Zwillinge in den Nebel, der sie bereitwillig aufnahm und verschluckte. Sie lauschten auf Antwort, hörten aber nur die leisen Stimmen der anderen Gruppen, die ebenfalls nach Nike und Jana riefen.

»Wenn das die Mädchen waren, würden sie doch antworten«, flüsterte Andreas. »Vielleicht hast du dich getäuscht?«

Erik schüttelte den Kopf. Er war sich sicher: Da war etwas über den Weg gehuscht, an der Grenze seines Sichtfelds, sodass er es gerade noch hatte wahrnehmen können.

»Ein Tier?«, fragte Andreas.

»Ich weiß nicht ... Ja, kann sein ... Hast du es denn nicht gesehen?«

»Ich bin hinter dir. Außer deinem Rücken sehe ich nichts.«

Erik versuchte, Dunkelheit und Nebel mit den Augen zu durchdringen, was nicht möglich war. Ein paar Meter neben dem Weg könnte jemand stehen, und sie würden es nicht mitbekommen. Ein verdammt unangenehmes Gefühl war das.

»Okay, lass uns weitergehen.«

Erik mochte das Moor nicht besonders, freiwillig kam er so gut wie nie hierher. Aber es war selbstverständlich für ihn, sich an der Suchaktion zu beteiligen, schon allein für seine Mutter. Vor ungefähr zehn Jahren hatte man sie gebeten, bei einer Suchaktion nach einem kleinen Mädchen zu helfen. Und wie Ruth nun mal war, hatte sie alles an sich gerissen und die Verantwortung übernommen. Das Mädchen hatten sie nicht gefunden. Erik ahnte, wie Ruth sich jetzt fühlen musste.

Ihm selbst flößte die Situation Angst ein. Er musste an Hannah denken, seine siebenjährige Tochter, die er über alles liebte. Die Schattenseite der Liebe war die Sorge, das hatte Erik schnell erkannt, schon damals, als er seine Frau Caro kennengelernt hatte, mit Hannah aber noch viel intensiver, weil sie auf Caros und seinen Schutz angewiesen war. Wie konnte man ein so zartes Leben beschützen vor einer Welt, wie sie nun einmal war? Mit all den Klauen und Reißzähnen.

Erik rief nach Nike, dann nach Jana, um sich abzulenken.

Sie waren jetzt eine halbe Stunde unterwegs und müssten bald das Auge erreichen. Aber was erhofften sie sich eigentlich davon? Wenn die Mertens-Zwillinge dort waren, wussten sie auch, wie sie aus dem Moor herauskamen.

»Da!«, rief Andreas und zeigte nach vorn. »Jetzt habe ich es auch gesehen.«

Erik diesmal nicht, weil er in Gedanken gewesen war. »Konnst du etwas erkennen?«

»Nein, nur eine Bewegung. Etwas Dunkles im Nebel. Aber es war definitiv kein Reh oder so.«

»Scheiße, das macht mir Angst«, sagte Erik.

»Frag mich mal. Ich habe richtige Gänsehaut. Von oben bis unten.«

»Denkst du, was ich denke?«, fragte Erik.

»Keine Ahnung, was denkst du denn?«

»Dass es noch einen anderen Grund für das Verschwinden der Mädchen geben kann. Vielleicht haben sie sich gar nicht verlaufen.«

»Ein Verbrechen?«

Erik nickte.

»Hier draußen im Moor? Bei dem Wetter? Unwahrscheinlich.«

»Du weißt nichts von dem Unfall, oder?«

»Was für ein Unfall?«

»Toma wurde am Nachmittag auf der L33 von einem Wagen angefahren. Er ist im Krankenhaus.«

»Scheiße. Ist er schlimm verletzt?«

»Ein gebrochener Arm, er hatte Glück. Aber was, wenn dieser Unfall etwas mit dem Verschwinden der Mädchen zu tun hat? Das Auto soll sehr schnell unterwegs gewesen sein.«

»Deshalb auch die Unfallflucht, meinst du?«

»Liegt nahe, oder?«

»Jedenfalls ist es nicht auszuschließen. Aber dann wäre der Täter nicht mehr hier im Moor.«

»Wer weiß. Ich ...«

Über das, was da auf dem Weg lag, wäre Erik beinahe gestolpert, weil er sich in diesem Moment zu seinem Freund umgedreht hatte. Er stieß sich das Schienbein an einer Metallkante und schrie auf – mehr vor Schreck denn vor Schmerz.

»Ein Fahrrad«, sagte Andreas. »Die Mädchen sind doch mit dem Fahrrad hierhergekommen, nicht wahr?«

6.

TAG 1 Abend

»Wo kommst du her?«

»Meine Sache«, sagte Laurence und wollte sich an seiner Mutter vorbei ins Haus drängeln.

Dass sie ihn an der Tür abpasste, nervte ihn total. Sonst kümmerte sie sich doch auch nur um ihren Scheiß. Warum ausgerechnet heute nicht?

»Was ist mit dir?«, hakte seine Mutter nach.

Erst jetzt bemerkte er, dass sie nach Alkohol roch. Und wie sie wieder aussah! Diese schlabberigen Klamotten, zig Jahre alt und ausgewaschen, das Haar ungemacht, und dann dieser abschätzige Blick, als könne sie nicht glauben, ihn in die Welt gesetzt zu haben.

»Du siehst aus, als ... ich weiß auch nicht ... Hast du was angestellt?«

»Lass mich in Ruhe. Mir ist kalt. Ich will duschen.«

Mit diesen Worten ließ Laurence seine Mutter stehen und lief hastig die Treppe hinauf. Sie rief ihm etwas hinterher, doch er hörte schon nicht mehr auf sie.

Er warf seinen Rucksack mit der Ausrüstung aufs Bett, zog sich aus und ging hinüber ins Bad.

Laurence fror fürchterlich. Schon auf der Rückfahrt mit dem Fahrrad hatte er am ganzen Körper gezittert. Kälte und Feuchtigkeit waren ihm tief in die Knochen gefahren. Dazu die Wut und die Enttäuschung. Vielleicht war sein Zittern auch Letzterem zuzuschreiben.

Wie hatte er nur so dumm sein können, sich Hoffnungen zu machen?

Er wusste doch, wie es lief. Wie es immer lief.

Als das warme Wasser seine Gefäße weitete, zog ein unangenehmes, fast schon schmerzhaftes Kribbeln durch seinen Körper. Laurence drehte das Wasser heißer und hielt es aus. Dachte an ihre Gesichter, die Angst und den Schmerz darin ...

»Laurie, nicht so lange. Gas ist teuer!«, rief seine Mutter von unten.

Für Gas war kein Geld da, für Alkohol schon. Das hätte er am liebsten zurückgeschrien, ließ es aber bleiben. Seine Mutter interessierte ihn einen Scheiß, er hatte längst begriffen, dass sie nie so sein würde, wie er sie sich wünschte. Eine weitere Enttäuschung, nichts anderes.

Er stellte das Wasser aus, stieg aus der Dusche und trocknete sich ab.

Dabei fiel sein Blick in den Spiegel an der Tür. Durch den Beschlag sah er sich nur als Schemen, aber auch dieser Schemen war unförmig. Zu dick um die Hüfte und Taille, zu schmal an den Schultern, zu klein. Kein Fitnesstraining der Welt würde aus ihm einen Athleten formen, es lohnte sich nicht, mit den anderen gleich nach der Schule ins Gym zu pilgern. Niemand würde je seinem Körper huldigen, er selbst nicht und erst recht kein Mädchen. Die machten sich nur lustig über ihn.

Laurence warf sich den Bademantel über, ging in sein Zimmer hinüber, schloss die Tür ab, ließ sich vor den PC fallen und stülpte sich die Kopfhörer über die Ohren. Sofort dröhnte »Shame« von Sutcliff Jugend auf ihn ein. Auf seinem Handy ließ er das Video dazu laufen. Er verließ die reale Welt und begab sich in die andere, die besser zu ihm passte. Wo er in den Foren Gleichgesinnte fand, die ihn verstanden, seine Gefühle teilten und wussten, was es hieß, missachtet zu werden.

Und sie waren schon da, warteten auf ihn, wollten, dass er erzählte, wie es gelaufen war. Vorhin, gleich nach der Schule, hatte er ins Forum geschrieben, was er am Nachmittag vorhatte. Dass jetzt der richtige Tag und Zeitpunkt gekommen sei, weil sie ihn lange genug verarscht und gedemütigt hatten.

Jetzt wollte die Community Bilder und Worte, die seine Behauptung stützten. Er durfte nicht auch noch hier als Versager dastehen, deshalb schrieb er hemmungslos auf, was seinen Kopf in diesem Moment füllte. All die Bilder und Gefühle, Geräusche und Gerüche, es war alles da, so, als würde es in diesem Augenblick wieder und wieder geschehen.

So grausam es war, verschaffte es ihm doch Lust und Befriedigung.

Und während er schrieb, fiel sein Blick immer wieder auf die Bilder auf der Fensterbank.

Er hatte sie online zusammengetragen und die schönsten ausgedruckt.

Zum Glück gab es viele Bilder von den Mertens-Zwillingen.

7.

TAG 1 Abend

»Hier ... hier ... hier ...«

Ruth Sichler zählte.

Zwischen jedem »Hier« vergingen drei Sekunden.

Genug Zeit, um den vorangegangenen Ruf abklingen zu lassen, aber nicht zu lang, damit die Dringlichkeit deutlich wurde. Die wichtigste Botschaft lag in der andauernden Wiederholung.

Genauso hatte sie es ihren Kindern beigebracht.

Die Dreier-Regel.

Wenn ihr euch im Moor verlauft, geratet nicht in Panik, bleibt, wo ihr seid, und ruft immer wieder »hier« im Abstand von drei Sekunden, für drei Minuten. Dann pausiert ihr drei Minuten, bevor ihr von vorn beginnt.

An der gedämpften Stimme konnte Ruth ihn zwar nicht erkennen, aber Erik war der Einzige, der die Regel kannte, folglich war es ihr Sohn, der auf sich aufmerksam machte.

»Schneller!«, trieb Ruth den Zugezogenen an und eilte voraus, ohne weiterhin Rücksicht auf ihn zu nehmen. Seitz würde schon mithalten können, immerhin war er zwanzig Jahre jünger als sie.

Es konnte nur einen Grund geben, warum Erik auf diese Art rief: Er und Andreas hatten die Mädchen gefunden – oder eine von beiden. Ruth hoffte, dass sie unverletzt waren, vielleicht nur unterkühlt und verängstigt. Nicht jede dieser Geschichten musste schlecht ausgehen, oder?

Ruth wurde immer schneller, konnte sich nicht bremsen. Ihr Herz pochte wild in der Brust. Sie war lange nicht mehr gerannt, und die

Zigaretten trugen ihren Teil zu der mangelnden Fitness bei. Wenn sie wollte, konnte Ruth noch immer Stunden durchs Moor wandern, ohne zu essen oder zu trinken, das machte ihr nichts aus, ihr Körper war schon immer genügsam gewesen. Das Rennen aber setzte ihr zu.

Unterdes rief Erik weiter, ließ die dreiminütige Pause allerdings aus. Er wusste ja, dass sich die anderen Gruppen in der Nähe befanden und schnell reagieren konnten. Die Pause war gedacht, um Stimme und Kraft für den Fall zu schonen, dass man über einen sehr langen Zeitraum rufen musste.

Bald traf Ruth auf den Weg, der um das Tote Auge herumführte, jenen sechs Quadratkilometer großen See im Herzen des Naturschutzgebiets. Ruth bog links ab in Richtung der Rufe. Wassertropfchen verfangen sich in ihren Wimpern und behinderten die Sicht zusätzlich – es war, als würde sie durch Diamanten schauen.

Und dann stand da plötzlich jemand auf dem Weg.

Ruth konnte nicht mehr stoppen, prallte auf die Gestalt. Erschrocken schrien sie beide auf, blieben aber auf den Beinen.

Es war Andreas Kraft. Eriks Freund.

»Was habt ihr gefunden?«, rief Ruth aufgeregt.

»Hier entlang«, antwortete er. »Erik ist dort geblieben. Es ist nicht weit.«

Andreas lief voraus, Ruth folgte. Der Lehrer war gut trainiert, unterrichtete Sport und Englisch. Nach zehn Metern tauchte Erik aus Dunkelheit und Nebel auf.

Ruth spürte das Bedürfnis, ihn zu umarmen. Sie hatten schon immer ein Verhältnis zueinander gehabt, das viel Körperkontakt zuließ. Umarmungen, kleine Küsse, neckische Knuffe. Mit keinem anderen Menschen konnte Ruth das so wie mit Erik. Also schloss sie ihn kurz in die Arme. Egal, was die anderen dachten.

Erik ließ es zu und wies dann mit dem Kinn nach links hinüber.
»Da.«

Ruth sah sofort, was er meinte.

Neben dem Weg lag ein Damenrad. Pink. Mit einem Metallkorb auf dem Gepäckträger. Der Lenker ragte in den Weg hinein, der hintere Reifen lag zum Teil in einem flachen Wasserloch.

»Nur das eine?«, fragte Ruth.

»Nur das eine ... und von den beiden Mädchen keine Spur«, antwortete Erik.

»Hallo?«, kam es aus dem Nebel, und einen Augenblick später tauchte Sven Sellmann auf, dicht gefolgt von Hans Mertens.

»Was habt ihr?«, fragte Sellmann.

Sie musste ihm nicht antworten, er konnte das Fahrrad sehen. Hans Mertens ebenfalls.

»Das gehört Nike ... wo ist sie? Wo sind meine Mädchen ... Nike! Jana!«

Er schrie ihre Namen in die Dunkelheit und wollte vom Weg direkt ins Moor laufen.

Erik packte ihn an der Schulter. »Beruhigen Sie sich. Wir werden sie finden.«

Ruth verließ den Weg und ging einige Schritte vor. Der Boden war hier weich und von Wasser gesättigt, aber nicht morastig, sie sank kaum ein. Wer nicht wusste, worauf er achten musste, fand in diesem Boden kaum oder keine Spuren, Ruth aber wusste, worauf sie achten musste. Die meisten Menschen reagierten instinktiv, wenn sie sich durch solche Landschaften bewegten. Sie nutzten Erhöhungen, Grasbüschel, kleine Erd- oder Torfhügel, auf die sie treten konnten, ohne einzusinken. Dort galt es, nach Spuren zu suchen.

Ruth bückte sich.

Das schmalblättrige Wollgras, das bald zu blühen beginnen würde, war hier eine der am häufigsten vorkommenden Pflanzen. Es wuchs selbst im niedrigen Wasser und bildete kleine Inselchen, auf die man treten konnte. Noch waren die Stängel niedrig und

nicht gefroren, das würde erst gegen frühen Morgen geschehen. Ruth fand keine abgeknickten oder zertrampelten Stängel, bei keinem der Büschel.

»Was gefunden?«, fragte Sellmann, der ihr gefolgt war.

»Nein, aber das sagt auch etwas aus. Jemand, der in Ruhe geht, nutzt die Erhöhungen und hinterlässt Spuren. Jemand, der kopflos flüchtet, tritt einfach ins Wasser oder auf den feuchten Boden, und diese Spuren verschwinden schnell wieder.«

»Sie meinen, das Mädchen war in Panik?«, fragte Sellmann.

»Ja, das meine ich.«

»Das sind nur Mutmaßungen. Es kann auch ganz anders gewesen sein. Vielleicht ist ein Mädchen mit dem Fahrrad gestürzt, ihre Schwester kam ihr zu Hilfe, sie sind auf dem Weg weitergegangen und haben sich verlaufen.«

»Und warum liegt das Fahrrad dann noch hier?«

Sellmann sagte nichts.

Auch das Moor schwieg. So, wie es das immer tat. Das Moor war ein Bewahrer von Geheimnissen, keines gab es freiwillig preis, man musste danach suchen, das wusste Ruth nur allzu gut.

»Wo ist eigentlich Alexander?«, rief plötzlich Erik.

Sellmann und sie gingen zu der Gruppe zurück.

»Ich weiß nicht. Vorhin war er noch hinter mir.«

»Scheiße, das kann doch nicht wahr sein«, stieß Sellmann aus.

»Was ist denn hier los?«

Ruth ging rasch zurück, bis sie auf den Weg traf, der um das Tote Auge herumführte. Dort hielt sie sich rechts, denn aus der Richtung war sie gekommen. Sie verfluchte sich dafür, den im Moor unerfahrenen Neuling zurückgelassen zu haben, aber eigentlich konnte auf den paar Metern doch nichts passieren. Der Mann hätte einfach nur dem Weg folgen müssen.

Sie rief nach ihm – und bekam eine Antwort.

»Hier ... ich bin hier.«

Er kam ihr entgegen, und auf den ersten Blick erkannte Ruth, was passiert war.

Der Mann war klitschnass.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte sie.

»Ja, schon, mir ist nur verdammt kalt ... ich bin in ein Wasserloch gefallen.«

»Herrje. Warum sind Sie nicht auf dem Weg geblieben, wie ich es gesagt habe?«

»Weil ich glaubte, etwas gesehen zu haben, und es waren ja nur ein paar Schritte, aber dann ... Diese Pfütze war tiefer, als ich dachte ...«

»Sie hätten ertrinken können.«

»Wäre ich auch fast ... aber jemand hat mir geholfen.«

»Was? Wer?«

Seitz zuckte mit den Schultern. »Ich weiß es nicht. Jemand hat mich bei den Schultern gepackt und mich aus dem Wasserloch gezogen.«

»Aber Sie müssen den doch gesehen haben.«

»Das ging alles so schnell ... Es war ein Mann, keine Frage, groß, kräftig ... Und er hat eine Fellmütze getragen.«

»Eine Fellmütze? Und dieser Mann ist einfach weggegangen?«

»Das hat mich auch gewundert. Ich habe noch hinterhergerufen, aber der hat sich nicht einmal umgedreht.«